

Drei alte Männer ohne Ausweg

Claus Peymann hat vor 47 Jahren Thomas Bernhards «Minetti» zum Erfolg verholfen. Jetzt glückt ihm auch die Neuinszenierung

BERND NOACK

Noch nie, sagt Claus Peymann beim Smalltalk kurz vor der Vorstellung im Foyer des Münchner Marstall-Theaters, habe er ein Stück zweimal inszeniert. Aber jetzt hat er es doch getan. Und ausgerechnet «Minetti». Diesen Text hatte Thomas Bernhard seinem Lieblingschauspieler Bernhard Minetti auf den Leib geschrieben. Peymann brachte es in einer gefeierten Uraufführung 1976 in Stuttgart mit dem grossen Mimen heraus. Und natürlich schien seitdem irgendwie klar, dass den wortgewaltigen Abschied eines Misanthropen und unrettbaren Theaternarren von der Bühne und der Welt fortan niemand anders spielen könnte und dürfte als der Titelheld.

Doch Minetti (1905–1998) sagte damals schon, dass es in dem Stück, das im Grunde ein einziger Monolog über den Untergang der alten Ordnungen und den Ausverkauf der Kunst ist, gar nicht so sehr und allein um ihn als Person gehe: «Ich empfinde es als eine Hommage an die Schauspielkunst. In dem Stück ist ganz sicher nichts Biografisches.»

Absurdität des Daseins

Eben doch. Aber anders, als es der Titel verspricht. Denn die Aufführung von «Minetti» am Münchner Residenztheater könnte jetzt auch «Peymann» heissen, weil in jeder Szene zu spüren ist, dass hier ein alter Regisseur mit höchsten Verdiensten einer Zeit nachtrauert, in der die Bühne für ihn noch einen Sinn gehabt hat, in der es allein um Spielen und Verwandlung ging. Das Theater, sagte Peymann einmal, «ist eine einzige Ausweglosigkeit. Dahin kommen alle, die lebenslänglich einen Ausweg gesucht haben.»

So seltsam widersprüchlich das klingen mag, so schön lässt es sich zeigen. In München sind drei sehr alte Männer dafür verantwortlich, dass auf sehr altmodische Weise von diesem Ausweg, der nirgendwohin führt und den man trotzdem immer wieder sucht, erzählt wird. Claus Peymann ist 86 Jahre alt, Manfred Zapatka, der den Minetti



In der Rolle des Schauspielers Minetti spielt Manfred Zapatka Shakespeares King Lear.

MONIKA RITTERSHALM

spielt, 81, der Bühnenbildner Achim Freyer ist 89.

Das sind zusammen über 250 Jahre geballte Lebens- und Bühnenerfahrung, mit der da einem klargemacht wird, wie einfach kompliziert es ist, in zwei Stunden der ganzen Welt einen Spiegel vorzuhalten. Selten wird noch so fein und

unerbittlich im Theater von der Absurdität des Daseins erzählt, kaum mehr sieht man, wie mit den einfachsten Mitteln der Kunst, mit gespielten Worten, das Ende aller Gewissheiten zelebriert wird.

Das hat nun nichts zu tun mit Koketterie, mit Anbiederung an Weltschmerz und schicke Untergangsstimmung.

Wenn Zapatka am Ende mit der lächerlich schiefen King-Lear-Maske über dem Gesicht und im Schneegestöber ins Leere blickt, dann ist das ebenso anstehend, wie es grausam ist: Da sitzt einer, dem angesichts aller Unbill in dieser Welt das Verständnis, der Mut, die Kraft abhandengekommen sind. Die

Gesellschaft ist verrückt geworden, sagt der welke Schauspieler Minetti, der nur noch von seinen grotesken Provinztriumphen als King Lear träumt: «Wenn wir geboren sind, schrein wir, dass wir kamen auf diese Narrenbühne», heisst es bei Shakespeare. Und Minetti hüllt sich in seinen schwarzen Mantel, den er wie einen Schutzpanzer trägt.

Keine Imitation, keine Kopie

Natürlich erinnert Manfred Zapatkas Aussehen verblüffend an das grosse Vorbild. Doch Minetti wird hier nicht imitiert, genauso wenig wie Peymann seine alte Inszenierung kopiert. Achim Freyer hat eine schräge Hotelhalle geschaffen mit einem grossen Aufzug in

Die Gesellschaft ist verrückt geworden, sagt der welke Schauspieler Minetti.

der Mitte, aus dem mit Knall und Fall immer wieder eine wilde Truppe feiernder Menschen schwappet, die glöck Zeit und Gedanken totschlagen.

Hier wartet Minetti auf einen letzten grossen Auftritt, auf die Einlösung eines Versprechens: noch einmal den Lear spielen, mit der Maske, die ihm der belgische Künstler James Ensor gefertigt hat. Die Chance, die er nie mehr haben wird, schwindet, seine Zeit läuft ab, es gibt nur noch brüchige Erinnerungen an Siege, die recht betrachtet immer nur dürftige Niederlagen waren.

So melancholisch und zart hat Peymann das in Szene gesetzt, so ehrlich und ohne Allüren. Und so verzweifelt – ja, das auch: weil die Welt aus den Fugen geraten ist. Ein Endspiel im Schnee, der auf letzte Hoffnungen fällt. Auslöschung. Peymann, Zapatka, Freyer, «Minetti» – verachtet mir die alten Männer nicht!

Als Aids über die Schwulen hereinbrach

In seinem Debüt «Sauhund» schreibt Lion Christ über die Homosexuellenszene der frühen 1980er Jahre. Emphatisch genau, als wäre er dabei gewesen

ALAIN CLAUDE SULZER

In den Feuilletons hat man jüngst darüber gestritten, ob zu DDR-Zeiten in der verschmutzten Elbe tatsächlich gebadet werden konnte, wie es Charlotte Gneuss in ihrem Roman «Gittersee» beschreibt. Ähnliche Bedenken kamen mir bei der Lektüre von Lion Christs Roman «Sauhund»: Gab es denn 1983 schon Laminat, wie er schreibt? Die Antwort brauchte ich nicht, um ihm blindlings zu vertrauen. Denn hat der Autor nicht immer recht, sofern es ihm gelingt, seinem Stoff die Sprache zu geben, die ihm gebührt, egal, wie täuschend echt er kleine Details womöglich falsch beschreibt?

Laminat wurde übrigens – ich habe es nun doch nachgeschlagen – 1970 in Schweden erfunden, seit 1980 wird es auch in Deutschland verlegt. Dass das Parkett im bayrischen Elternhaus des Protagonisten durch Laminat ersetzt wurde, ist also denkbar, glaubwürdig ist es in jedem Fall. Aber brauchen wir solche Nachweise, um an den Wahrheitsgehalt eines in sich schlüssigen Textes glauben zu können? Natürlich nicht. In der Literatur zählen selten nur die Fakten. Das grosse Ganze verbringt die Glaubwürdigkeit der Einzelheit.

Lion Christ – Ende der neunziger Jahre geboren – hat einen Roman geschrieben, der fast zwanzig Jahre vor seiner Geburt angesiedelt ist. Worüber er schreibt, kennt er nicht aus eigener Anschauung. Sein Protagonist ist eine er-

fundene Figur, doch wirkt sie in jedem Augenblick authentisch, was nicht zuletzt am erfrischend naiven, direkten Ton des Ich-Erzählers Flori liegt. «Ich muss bitte ganz rasch schön werden, denn gleich feiern wir Abschied», heisst es zu Beginn, und natürlich ahnen wir, dass es sich um unerfüllbare Wünsche handelt. Sie zu haben, ist legitim, enttäuscht zu werden, folgerichtig.

Sex, Drogen und Alkohol

«Sauhund» handelt von den Leiden eines ebenso selbstbewussten wie ziel- und haltlosen jungen Schwulen, der mit Anfang zwanzig vom Land nach München zieht. Möge sich dort seine private und berufliche Zukunft durch die Kraft seiner Sehnsüchte erfüllen. Konkreter sind seine Ziele nicht. Doch sein Leben bekommt er nicht nur nach den Vorstellungen seiner nächsten Umgebung nicht in den Griff. Sosehr er glauben möchte, dass die Welt ihm offensteht, es gelingt ihm nicht, darin Fuss zu fassen. Zu gross sind die Versuchungen, zu gering ist sein Ehrgeiz. Das Glück erhascht er immer nur häppchenweise.

Die Befreiung von den Zwängen des dörflichen Lebens, das er – mit gesunden Scheuklappen versehen – unversehrt überstanden hat, mag zwar die eine oder andere Fessel lösen. Doch der exzessive Sex-, Drogen- und Alkoholkonsum, in den ihn die neue Münchner Freiheit entlässt, erleichtert seine Situation keineswegs. Im Gegenteil: Was er in den

durchzechten und durchtanzen Nächten auch tut, am Morgen ist er bloss ein zugehörter junger Mann mit Erinnerungslücken. Den verkannten Künstler erkennt höchstens er selbst in sich.

Trotz guten Beziehungen und seiner Leidenschaft für Seide und Pelze schafft er es nicht, sich als Travestiekünstler zu etablieren. Nur sein Mutter vorbehaltlos geliebt wurde. Das er sie zutiefst verletzte, als er das Elternhaus ohne ein Abschiedswort verliess, wird sich noch rächen, aber Ablösung kennt eben auch Verluste. Denn «der irrsinnige Zaubertrick an dem Ganzen» ist, dass «wir alle immer viel zu nah an uns selber drankleben».

Wir schreiben die Jahre 1983 bis 1986. Es ist die Zeit des Ausbruchs von Aids, in der nicht nur der CSU-Politiker Peter Gauweiler, sondern auch vierundsiebzig Prozent der westdeutschen Bevölkerung Zwangstests für Schwule befrworteten und der junge Horst Seehofer laut darüber nachdenkt, ob man Aids-kranken nicht in «speziellen Heimen sammeln» beziehungsweise «konzentrieren» könnte. Dazu kommt es zwar auch in Bayern nicht, aber die Kampfansagen sind gemacht.

Indessen wird die lebensgefährliche Bedrohung durch die Krankheit für die betroffenen Homosexuellen immer akuter. Die Furcht vor der gesellschaftlichen Ausgrenzung weicht nackter Todesangst.

Auf eine wirksame Therapie wird man noch über zehn Jahre warten müssen. Im Klartext: Wer erkrankt, stirbt. Und ausgerechnet da verliebt sich Flori in einen Jungen, der sich mit HIV infiziert hat. Er verliebt sich und versucht dieser Zuneigung zu entkommen, weil er sich vor der Ansteckung fürchtet. Dann kehrt er am Ende zurück. «Wo wolltest na eigentlich hin, hm, du Sauhund?» Mit diesen Worten erwartet ihn der bettlägerige Geliebte, der nicht mehr lange leben wird. Es ist das erste und einzige Mal, dass das Wort fällt, dem das Buch seinen Titel verdankt. Stille, aber kein verlässlicher Frieden liegt über der Szene.

Unerbittliche Nähe des Todes

«Sauhund» ist kein Idyll, auch wenn die dialektal gefärbte Sprache anheimelnd klingt. Sie ist Ausdruck von Floris Natur. Anders als bei älteren Autoren wie etwa Franz Xaver Kroetz stellt der Dialekt nicht die Gewalttätigkeit oder die Sprachlosigkeit der Aussenseiter bloss. Die erweiterte Hochsprache wird hier zum Rückzugsort; hier ist Flori zu Hause, unbeobachtet und geschützt, er denkt und spricht ganz ungefiltert in einem ewig fließenden Bewusstseinsstrom, in dem es Tiefen und Untiefen gibt, der aber nie sein Bett verlässt, in dem er fließt: die Zeit, als Aids begann.

Dem Autor ist das Kunststück gelungen, sich mit Haut und Haaren in die Vergangenheit seines Protagonisten hineinzuversetzen und mit ihm zu ver-

schmelzen. Sein Flori ist kein Junge von heute, kein reflektierter, mit Argumenten der Diversitäts- und Genderdiskurse gewappneter Intellektueller. Er klagt nicht an, er fordert nicht, er ist ein Kind seiner Zeit, das private Erfüllung sucht und mit der Realität des Todes und eines womöglich viel zu kurzen Lebens konfrontiert wird.

Lion Christ idealisiert nicht und hält sich mit theoretischen Überlegungen, zu denen Flori nicht fähig wäre, völlig zurück. Wir sind hier weit entfernt von den Leiden klagender und anklagender Autoren wie Édouard Louis oder Annie Ernaux, deren autofiktionale Mitteilungen stets Vorwürfe an eine Welt sind, die an ihnen schuldig geworden sei. Lion Christ kennt solche schlichten Zuweisungen nicht. Er hält es mit Sartres Diktum: «Es ist unwichtig, was man aus uns gemacht hat, wichtig ist, was wir selbst aus dem machen, was man aus uns gemacht hat.»

Christ vertraut der Kraft seiner gezielten Phantasie und dem historischen Hintergrund, vor dem sie sich bewegt. Und er zählt auf die Sprache seines Ich-Erzählers, die sich im Verlauf des Romans vor unseren Augen kaum merkbar verändert: Zeugt sie erst von Floris entwaffnender Leichtfertigkeit, wird sie zunehmend melancholisch und traurig, von Sorge und Angst, aber auch von Liebe erfüllt.

Lion Christ. Sauhund. Roman. Hanser-Verlag, München 2023. 368 S., Fr. 33.90. – Alain Claude Sulzer ist Schriftsteller und lebt in Basel.